

(Nachdruck verboten.)

Der Kaskl vom Hollarbräu.

18] Roman von R. von Seydlitz.

Herr Ebelein wurde mittlerweile sehr alt, und sein früheres fleißiges Schaffen in siedend heißer Darre und im eiskalten Gärfeller zahlte das Alter ihm mit der Brauerkrankheit heim, mit Gicht und Rheuma.

Er hatte keine Söhne, und lange konnte er's nicht mehr treiben. Aber er sträubte sich als alter, einfacher Mann der früheren Zeit sehr dagegen, aus dem Hollarbräu eine Aktiengesellschaft zu machen und sich zur Ruhe zu setzen. Seine Frau dachte anders; sollte sie ihn überleben, so hätten die anfragenden Kapitalisten dann wohl bei ihr leichter Gehör gefunden.

Der Kaskl war dem Alten ein Trost; aber er brauchte jetzt auch solchen Trost. Denn in neuester Zeit ging es nicht mehr so wie ehedem.

Die Achskunden fielen stetig ab und wandten sich mehr und mehr den so schnell größer gewordenen Brauereien zu, die in diesen Jahren sich den Weltmarkt eroberten. Es wurde unterm Hollarbräudache viel hin und her beraten, es wurden auch ein paar neue Maschinen gekauft, aber zum Bau einer „mechanischen Bierfabrik“ im riesigen Sil fehlte dem Ebelein doch noch manche Million.

Ohm Ringelmann wußte davon mehr als andre, er war der einzige, der helfen konnte; aber er that, als wüßte er nichts — damit er nicht helfen mußte. Denn Ringelmann war, wie er selbst es nannte, ein Mann ganz und gar für sich. Er war schlecht und recht, was man einen Egoisten nennt. Oder noch richtiger, sein Lebensschicksal hatte ihn gezwungen, bisher nur die selbstsüchtige Seite seines Charakters in Aktion zu bringen. Ohne Zweifel hatte er bessere Seiten an und in sich, aber zur Bethätigung dieser fehlte ihm bisher die Gelegenheit.

In seiner Art war er wie sein Neffe ein strebsamer Mann. In der Jugend, daheim in Allersdorf, hatte er sich bald unter die Flügel eines Hopfenhändlers gesteckt und war durch dessen Protektion vorwärts gekommen. Anfänglich wollte er selbst einmal ein reicher Hopfenhändler werden; etwas Höheres kennt man ja im Hopfenlande nicht. Aber in der Schwebstube des Händlers war ihm nach und nach sein Ideal verschoben worden, und wie er später nach München kam, da lockte ihn die Brauerei. Da war, so schien's ihm, mehr zu holen. Und so ward er Buchhalter in einer Brauerei und war gut angeschrieben wegen seiner scharfen Kenntnis der Hopfenbranche. Der Hollarbräu war ihm Dank schuldig dafür und er stand dort seit Jahren in gutem Ansehen.

Inzwischen hatte er eine Liebesheirat gemacht — das heißt seine Köchin gefreit, um den Lohn zu sparen — und nun saß er seit Jahren, mit erträglichem Gehalte langsam vorrückend an den Pulken im Comptoir des Hollarbräu.

Aber das war nicht, was er wollte. All diese Jahre hindurch hatte er rastlos an seinen hohen Plänen geschmiedet. Theoretisch war er vielleicht einer der besten Kenner des Brauwesens. Aber er renommierte mit der Kenntnis nicht. Kaum einer durfte etwas davon ahnen. Dafür suchte Ringelmann sich nach und nach Fäden anzuspinnen, die ihn dereinst zum Mittelpunkt einer mächtigen Verbindung machen sollten. Er beobachtete genau alle Braubehelfer, die ihm unter die Augen kamen, und in den letzten Jahren hatte er eine besondere Freundschaft mit dem Gärführer geschlossen, — eine Freundschaft, die im Hollarbräu selbst gar nicht zu Tage trat; er hatte dann den Luz, den windigen Burschen, anzustellen gesucht, — aber all das war wenig zu seinem Ziel. Da war denn plötzlich der Kaskl aufgetaucht, und der schien ihm der Morgenstern zu sein, der ihm endlich den heranzubrechenden Tag verkündete. Und den Kaskl hatte er dann ganz unter seine Fittiche genommen, und eine dankbare vertrauende Seele aus ihm gemacht.

Außerdem der Brauerei knüpfte er nicht minder jede irgend aussichtsreiche Verbindung fest, die sich ihm bot. Be-

sonders hatte er's dort darauf abgesehen, mit der Finanzwelt sich freundschaftlich zu stellen. In München ist aller Uebergang aus einer „Welt“ in die andre leicht genug, die vielen Kneipvereine, Kegel- und Tarockgesellschaften führen wie von selbst dazu; und auch hier ist's das Bier, das den demokratischen Frei, das bequeme Bindemittel bietet, um die heterogensten Gesellschaftsjährten, ohne daß es auffällt, einander nahe zu bringen und sie zu vermischen. Nach vielem Umherfuchen hatte er auch endlich im sehr exklusiven Kegelklub „Hollodria“ dem unter andern auch ein Minister angehörte, Aufnahme gefunden und dort die getroffen, deren er bedurfte. Besonders war's da der Bankier Mindelheimer, an den er sich heranzuschleichen wagte. Da Mindelheimer Bilder und Skizzen sammelte, so entwickelte Ringelmann in den letzten Jahren ein unübertroffenes Talent, solche von Künstlern um ein Butterbrot herauszulocken. Und Mindelheimer war dafür dankbar. Er gab dem dienstfertigen Buchhalter gern guten Rat, ließ ihn hier und da einmal etwas an einer kleinen Spekulation verdienen, und war dafür, ohne daß er's besonders merkte, zum größten Teil in die Geschäftsgeheimnisse des Hollarbräu eingeweiht. Bald war es ihm klar, daß Ringelmann recht hatte, wenn er den Hollarbräu als einen unrettbar abnehmenden Mond hinstellte, und daß Ringelmann wohl ein besseres Schicksal verdiente, als lebenslang an dies sinkende Schiff gekettet zu sein.

Mindelheimer überlegte: der alte Ebelein wollte bekanntermaßen nicht gründen. Andererseits wäre ja viel Geld zu verdienen gewesen, wenn der Hollarbräu mit einigen Millionen auf die Höhe der Zeit gebracht werden konnte. Aber da das nun nicht ging, wäre nicht — noch Platz in München für eine neue Brauerei? — Und mit Ringelmann an der Spitze?

Aber bei einem gemütlichen Essen, zu dem er Ringelmann geladen, wehrte sich dieser gewaltig gegen solche Ideen. Denn erstens, sagte er, sei er nur Theoretiker einerseits und Kaufmann andererseits. An der Spitze einer lebensfähigen Brauerei soll aber ein praktisch erfahrener Brauer stehen, — und wäre es ein gewesener Bräurbursch. Und dann, — warum so eilen? Ein neues Unternehmen muß sich erst zur Anerkennung durchringen; der Hollarbräu aber wäre am Ende doch noch zu haben; ja billig zu haben, wenn er fortführe, immer schlechtere Geschäfte zu machen.

„Und zuletzt, — das begreifen Sie doch, verehrter Herr, ich bin Beamter dieses Kaufes. Ich kann doch nicht ohne weiteres da anstreifen und —, nein, das wäre doch zu undankbar. — Lassen wir den Ereignissen ihren Lauf. Herr Ebelein ist alt; und ich bin überzeugt, der Hollarbräu verliert jedes Sudjahr mehr und mehr Kundenschaft.“

„Ja, wenn das der Fall wäre.“

„Es ist der Fall, Herr Mindelheimer. Dies unter uns gesagt, natürlich!“

„Versteht sich!“

„Wenn die Konkurrenten wüßten, wie leicht es wäre, den Rückgang des Geschäfts noch zu beschleunigen!“

„Wenn das möglich wäre!“ murmelte Mindelheimer, wie trauerverloren seinen Champagner schlürpfend.

Und Ringelmann nahm auch sein Glas und flüsterte hinein:

„Es ist möglich . . .“

— Mindelheimer rückte sich zurecht, bot Cigarren an und sagte laut:

„Auf alle Fälle, lieber Ringelmann, — Sie wissen, ich bin da, — das Kapital ist da, — und das Vertrauen zu Ihnen auch. Und wenn's einmal dazu kommt, — den tüchtigen Brauer, den wir brauchen —“

„— hab' ich, Herr Mindelheimer. Hab' ich schon lange. — Und wie ist's mit dem Grühner für vierhundert Mark?“ fragte er, schnell aufs Bildergeschäft überspringend . . . „Ist ja spottbillig.“

„Aber kaum eine flüchtige Skizze zu nennen.“ — Und sie sprachen von andren Dingen weiter.

— Seitdem hatte Ringelmann mit den zwei Leuten aus dem Hollarbräu, dem Gärführer und dem Luz, noch intimere Freundschaft geschlossen. Dem letzteren bezahlte er die Schulden und dem erstwenn wußte er allerlei merkwürdige chemische Entdeckungen mitzuteilen, durch die der Gärprozeß ver-

bessert werden sollte. Nur merkwürdig, das Publikum dachte anders. Die mit heimlichen Versuchen verbesserten Sude wurden in der Stadt unehrerbietig genug Pempel genannt und gemieden. „Abi geht's mit'm Hollarbräu, alleweil abi,“ hieß das Verdikt der Stadt. „Schad is schon, so an alt's gut's Haus. — Weil's nimmt halt all's amal a End in dera neu'n Zeit. — Aber schad is.“

Ringelmann widersprach nie, wenn solche Urteile ihm zu Ohren kamen. Er bedauerte achselzuckend das Mißgeschick wie etwas Unabwendbares, und schwieg, als großer Charakter, der unschuldig mit leidet. Denn an ihm, am Comptoir konnte der Fehler ja nicht liegen; und er selbst wußte noch einen Ort, an dem kein Fehler vorkam: die Mälzerei. Da draußen walteten zwei gute Geister, der Obermälzer und der Rastl, und um die konnte jeder Konkurrent den Ebelein beneiden. — — —

Ein Mälzer darf eigentlich nie schlafen; er muß sich die Ruhe aus den vierundzwanzig Stunden so nach Gelegenheit zusammenklauben. Noch weniger darf er zeitvergessen in der Kneipe hocken, schöne Bücher lesen oder an des Viechens Kammernfenster einige mondbelegte Stunden versenken. Am allerwenigsten aber darf er der Meinung sein, daß es Feiertage giebt. Denn er macht keine eigne Arbeit, sondern er überwacht die Arbeit der Natur, und die weiß vom Ausruhen und von christlichen Festtagen nichts. Eine stille, wunderliche, ewig gleiche, mit peinlichster Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit zu thuende Arbeit ist es.

Wenn die gereinigte Gerste aus dem Trieur in den Weichstock gelassen ist und sich dort in verschiedenen Aufgüssen am Lebensselement, dem Wasser, hat satt trinken können, wird sie unter die Erde in jene weiten dunklen Hallen gebracht und schön glatt ausgeschüttet, um zu kurzer rascher Lebenshoffnung verführt zu werden. Denn hier täuscht der eigennütige Mensch die ewig werdebereite Natur, und ein sehr empfindsames Gemüth könnte veranlaßt sein, Thränen zu weinen über die Milliarden keimender Pflanzenseelen, die da, noch mitten im Berdebrang, abgetödet werden, damit einige Tausend Menschen Gelegenheit haben, sich brutal zu betrinken.

Dunkel, feucht und still ist's unter den flachen Gewölben, die Treppe, die hinabführt, schwimmt von Wasser, — denn das Waschen und Abspülen nimmt kein Ende, — und trotz der Dunkelheit, der vielen Arbeit und der Größe der Räume liegt kein Körnchen abseits vom Hausen, wo der Fuß es zertreten könnte. Denn aus den faulenden Brocken würden Pilzkeime emporsteigen und die kostbare Malzsaft vergiften.

Ein betäubender Geruch, der an frische Gurken erinnert, umfängt uns. Durch die feuchte Luft schimmert am Ende, hinten im Raum, ein Licht, das nur so lange brennt, als der Malzbursch es zur Arbeit braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Es wäre interessant, die Bezeichnungen zusammenzustellen, mit denen man verschiedenartige Musik fein kennzeichnen will. Man spricht von „Salomusik“ und meint damit eine so geringwertige Musik, daß sie nur für einen völligen Verzicht auf künstlerische Ansprüche paßt, etwa mit dem besonderen Gedanken an das Primitivste in Melodie- und Harmonieführung; man spricht von „Liedertafelmusik“ in analogem Sinn, etwa mit dem besonderen Gedanken an stereotypen Rhythmus, an stereotype Wendungen, an unselbständige Stimmführung; man spricht von „Kapellmeistermusik“, wo der erfahrene Fachmann der Komposition und der Orchesterbehandlung zwar das Gegenteil von primitiver Melodie- und Harmonieführung leistet und insbesondere in einer gewandten Stimmführung und etwa Instrumentierung ein großes Können, jedoch über diese handwerksmäßige Routine hinaus kein höheres künstlerisches Schaffen darbietet. Man spricht weiterhin von „guter Musik“ in zwei wesentlich verschiedenen Fällen: einerseits dann, wenn gesagt werden soll, daß eine Musik nicht etwa, wie jemand vermuten könnte, ein minderwertige Notdurft, sondern eine ganz echt tonkünstlerische Leistung ist — in diesem Sinn haben Gluck und Wagner „gute Musik“ geschrieben; andererseits dann, wenn eine Komposition nur eben vorreist und „nicht übel“ ist — solche Musik haben insbesondere viele Theorielehrer, Direktoren und Dirigenten gemacht, und von ihr ist jene „Kapellmeistermusik“ ein „ausgezeichneter Fall“.

August Klughardts fünfte Sinfonie, C-moll, hat schon das günstige Symptom an sich, daß sie in solchen Bezeichnungen nicht rastlos aufgeht. Sie ist entschieden mehr als „gute“ Musik im spöttischen Sinne des obigen Korrekten und nicht Übeln; sie ist „gute Musik“ im Sinne des künstlerisch Wertvollen,

doch lange nicht so, daß sich ihretwegen die Muse der Musik besonders erregen brauchte. Sie leistet Bemerkenswertes in der freien und mannigfaltigen Führung, der Stimmen und noch mehr in dem Umstand, daß sie mit einer sehr bescheidenen Orchestrierung (zwischen „Keinem“ und „großem“ Orchester die Mitte haltend) viel erreicht; ihre Klangwirkungen sind gerade wegen des geringen Aufwands vom Mitteln verdienstlich. Dazu kommt noch manche innige Zerst in den Motiven. Im übrigen aber stehen wir hier doch wieder der „Kapellmeistermusik“ nahe, zumal bei dem Vieken, das sich als „rein formal“ bezeichnen läßt, und noch mehr der „Liedertafelmusik“, obschon es hier nur Instrumentales gilt: denn die gleichbleibende, sich einformig ausdrückende Rhythmi und Metrik, die zu den ganz besonderen Antipathien der „Neubeuischen“ gegen das meiste an ihren Vorgängern gehört, ist nicht nur auf Unterbreiteln und Leberbreiteln, sondern auch hier wieder so vorherrschend, daß man sich wundern darf, wie denn kein besserer und vorwärtsgreifender Geschmack daran Anstoß nimmt. Klughardts Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“, das uns im vorvorigen November dargeboten war, hatte uns bereits alle diese Eigenheiten gezeigt, vielleicht mit noch etwas mehr lyrischer Größe und auch noch mehr Liedertafelerei, als diesmal zu finden waren. Die Berliner Erstaufführung (der zu Dessau nachfolgend) geschah im 7. Philharmonischen Konzert, dessen Probe wir hörten. Wenn wir diesmal und in vielen solchen Fällen die rühmtenwerte Bewährung des Philharmonischen Orchesters nicht erst noch erwähnen, so geschieht dies lediglich der Abkürzung halber, Merkwürdig aber war, daß der, selber dirigierende, Komponist sich nicht bemühte, trodene Stellen seines Werks in der Aufführung schlüssiger zu machen; so zogen von dem ohnehin wenig originellen „Scherzo“ die das Thema bringenden Takte ohne irgend eine gestaltende Bewegung dahin. — Im selben Konzert spielte die weitberühmte Geigerin Wilma Norman-Neruda (Lädj Hallé) das Beethoven'sche Violinkonzert. Sie spielt „gut“ im besten Sinne des Wortes, echt künstlerisch; die Art, wie sie den Ton in der gediegensten Weise gleichsam heraus- und fortspinnt, bildet ein Seitenstück zu der Gesangskunst einer Lily Lehmann. Vor einem Vergleichen mehrerer und mehrfacher Leistungen wird man freilich nicht gut auch über den Ausdruck in ihrer Darstellung das letzte Wort sprechen.

Für die Kategorie der zwischen „gut“ und „gut“ stehenden, sozusagen „anständigen“ Musik haben wir ein weiteres Beispiel in den mannigfachen und recht mannigfach zu bewertenden Kompositionen des musikalischen Lokalheiligen von Berlin, Wilhelm Verger's. Es kommt einem schwer an, daß man durch eine solche Charakterisierung den Verdacht erweckt, als schreibe man diesem bescheidenen Mann und vielseitigen, viel hübsche Eindrücke schenkenden Komponisten ein Unrecht zu. Allein die drei Gesänge, die neulich in einem Konzert auf drei reichhaltigere von ihm folgten („Nachtroman“, „Der Waldsee“, „Lied des Korsaren“), sind doch so, daß man in ihnen Beilagen zu irgend einem musikalischen Familienblatt vermuten möchte. — Von diesem Konzert ging die Hauptabsicht dahin, eine neue Klavierfirma zum erstenmal in Berlin einzuführen: Ed. Seiler in Liegnitz. Man täusche sich nicht über die Schwierigkeit, ein neues Pianoforte auf einmal Hören hin und ohne Vergleiche zu beurteilen; hat man dann den Flügel mehrmals mit eigenem und mit fremden Spiel sowie mit mehrfachen Vergleichen anderer Firmen erprobt, so kommt man vielleicht zu ganz andrem Urteil. Doch geht man wohl nicht weit fehl, wenn man hier den gesanglichen Ton in der unteren Mittellage (etwa Bariton- und Tenorlage) anerkennt und die Frage suspendiert, ob die Höhe den Klappern und die Tiefe den brummenden Ton, die auf dem heutigen Klavier kaum zu überwinden scheinen, verbessert hat. Herr Waldemar Rüttsch bespielte den Flügel mit seiner gewandten, klaren Technik; eine tiefere Wirkung war allerdings nicht festzustellen.

Um zwei die Erwartung spannende Konzerte haben mich äußere Zufälle gebracht. Die Seltenheit einer Vertretung der Zithre auf dem Gebiet künstlerisch höherstehender Musik und meine Ueberszeugung, daß dieses Instrument, besonders im Ensemble, über die gebräuchliche Alpenklimperi hinaus zumal durch Stimmungsbilder wirken kann, weckten mir ein Interesse an dem Konzert vom letzten Dienstag, das ein „Fidicina“-Orchester vorführen sollte (fidios, lateinisch, für Saiteninstrument, fidiosen für Zitherspieler), bestehend aus Streichquintett, Flöte und 6 Zithern — also anscheinend ohne Streichzithre und Schobgeige oder Streichmelodion. Das vielseitige Programm wird wohl diese nicht über gedachte Zusammenstellung gut bewährt haben; eine Gesundheitsstörung hinderte mich an dem Besuch des Konzerts. Aus dem gleichzeitigen Sinfonie-Abend der Philharmoniker, dem Andenken Lorking's gewidmet, wird mir berichtet, daß die Sängerin Marie Nödigger vom Stadt-Theater in Magdeburg einen jugendfrischen, lieblichen, sehr hohen Sopran mit guter Schule — besonders in der hohen Lage — besitzt; die Klöpföne seien namentlich im piano schön. Dagegen sollte das Hervorstachen der stärker betonten Worte unterbleiben. Sie bekam sehr viel Beifall und gab eine Arie aus „Figaros Hochzeit“ zu. Auch der bereits bestens bekannte und anerkannter Sänger Aegander Deinemann erntete kräftigen Beifall. —

Kleines Heuiletou.

Das Glück. Das Glück stand unthätig und rastend auf einem Hügel, zu dem hinan zwei Pfade in entgegengesetzter Richtung aus dem Thal sich wanden. Und das Glück, launisch und zufallsfroh, wie es ist, wartete auf den, dem es sich in der Eingebung des Augenblicks besorgen wollte.

Da plötzlich tauchten zu beiden Seiten des Hügel, fern im Ost und im West, wo die Pfade sich im Horizont verloren, zwei Punkte auf, kaum erst sichtbar, dann größer und deutlicher, zuletzt als Menschen erkennbar, die dem Hügel zustrebten.

Und das Glück entschied in seiner Selbstherrlichkeit, indem es sich in unsichtbare Schleier hüllte:

„Der zuerst diesen Hügel erreicht, soll mich besitzen!“

Von Westen her kam ein starker, gefeilter Mann geschritten, mit klugen Augen und weiserfahrener Lippen, vielleicht ein Staatsmann oder ein Kaufmann, oder gar beides.

Von Osten her nähete leichten und bebenden Ganges mit blühenden Wangen und begeistertem Stirn ein edelgebildeter Jüngling, die Leier in der Hand. Das war ein Dichter.

Und wie sie so schritten, der kluge Mann langsam und vorsichtig, der Jüngling in fröhlicher Hast, jubelte das Glück dem holden Sängler zu und wünschte sein eigen zu werden.

Und das konnte nicht ausbleiben, denn der Abstand zwischen dem Jüngling und dem Hügel war nur mehr gering, während der andre in seinem ruhigen Schreiten noch ferne war.

Da flog vor dem Antlitze des Dichters aus einer Staube am Wegrand hervor ein leuchtender, buntfarbiger Schmetterling in der ganzen, leuchtenden Pracht des Sommers.

Und als ihn der Jüngling erschaute, blieb er stehen, griff in die Saiten seines Instruments und sang in jauchzenden Tönen ein Lied von der Schönheit des Alters und den Freuden der Jahreszeit, während sein Auge voll Sehnsucht dem Entflatternden in die Räume des Himmels nachsah.

Während er so stand, hatte der ruhig schreitende Mann den Hügel erreicht und faßte die in bebender Abwehr ausgestreckten Hände der herrlichen Frau.

Das Glück aber, dessen angstvolle Blicke dem Gefahren des Jünglings verzweifelt gefolgt waren, zerdrückte eine Thräne im strahlenden Götterauge und neigte sich stumm dem andern.

Eugen Irscht. („Bohemia“.)

Theater.

— Künstlerhaus: Schall und Rauch. Also eine neue Gesellschaft von Künstlern und Künstlerfreunden. Die Herren Kahler und Reinhardt vom „Deutschen Theater“ haben sie mit Herrn Martin Bidel zusammen ins Leben gerufen. Ich hasse die meisten derartigen Gesellschaften, aber die neue liebe ich. Es war sehr nett. Anfangs fürchtete ich, daß das norddeutsche Gespenst der Steifheit die Sache stören würde. Aber es ging gut. Raune, Frohsinn und lebhaftes Unterhalten stellten sich ein. Es war sehr nett.

Was will die Gesellschaft? Keine Fachsimpel — glücklicherweise. Amüsieren will sie, indem sie Dichter, Musiker, Schauspieler usw. parodiert. Es ist eine geschlossene Gesellschaft und das ist gut. Damit ist ein ungeliebter und unangenehmer Gast beseitigt: die Censur. Die Censur haßt verwegene Scherze und verwegene Pointen. Verwegene Lustigkeit aber brauchen wir. Wenn die neue Gesellschaft brav wird, tret' ich aus. Wahrheit haben wir genug.

Aber geschlossen! Gehen geschlossene Gesellschaften die Öffentlichkeit an? Doch! In solchen Vereinen und nur in solchen Vereinen kann der Stil für ein neues Variété geschaffen werden. Es bildet sich allmählich eine Tradition, Kräfte werden geweckt und vorhandene geschult. Vielleicht wachen wir eines Tages auf und haben wahrhaftig das neue Ringel-Rangel. Jedenfalls: arbeiten wir und kämpfen wir gegen die Censur! Mehr kann man von uns nicht verlangen.

Das Programm war famos. Neben einigen Musiknummern eine Parodie auf Maeterlinds „L'Interieur“, ein bisheriges Wosheit fürs Premierenpublikum und dann eine glänzende Schmierenaufführung von Don Carlos. Ich habe Thränen gelacht. Nachts um halb zwei — mitten im Programm — mußte ich fort, weil die letzte Wahnsehnen rief. Meinen Gesamteindruck fasse ich so: das nächste Mal lasse ich die Bahn fahren und kneipe durch. Meine Recension erscheint dann zwei Tage später. Aktualität ist Schall und Rauch. — E. S.

Musik.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. In den 70 er und 80 er Jahren des 19. Jahrhunderts nahm an der Blüte der Wiener Operette als einer der Lieblinge des Publikums auch Karl Millöcker teil, nicht der Größte der Operettenkomponisten und nicht unschuldig an dem Widernatürlichen auf diesem musikalischen Gebiet, doch immerhin ein Schöpfer von vielem Frohsinnigen und Aethbaren, nach welchem wir uns aus der englischen und aus der französisch-berlinischen Circusoperette mit Recht zurückziehen. Ueber sein langgespieltes Volksstück „Drei Paar Schuhe“, über seine rasch vorübergehende „Musik des Teufels“ und über manches andre hinaus hatte er uns vor beinahe zwanzig Jahren sein erfolgreichstes Werk, den „Vettelstudenten“, gegeben, der durch die echt operettische Figur des Obersten Ollendorf,

durch den Sang „Ach ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt und durch das Klopfen „Schwamm drüber!“ sozusagen ein „Gemeingut der Gebildeten“ geworden ist. Nun ruht auch Millöcker, der noch lange nicht seinen Ruhm überlebt hatte, bei den Toten. Als sein letztes Werk war im Jahre 1896 „Das Nordlicht“ herausgekommen; jetzt haben wir diese Operette unter andrem Titel — das neue Textbuch ist vom Jahre 1901 — in Friedrich Wilhelmstädtischen Theater vorgeführt bekommen. Vorgeföhrt (Mittwoch) gab es also die erfolgreiche Premiere vom „Damen-schneider“. Der Text stammt von Hugo Wittmann, dem bekannten Heuiletouisten und Librettisten, und von Louis Herrmann. Text und Musik verraten bald das Vorbild des „Vettelstudenten“. Wie dort, so steht auch hier ein zunächst unerkannter Adliger im Mittelpunkt der Handlung — es ist ein wegen einer Volksbefreiungsschrift städtischer Graf, der mit dem Bräutigam der Nichte des Stadthauptmanns von Wilsa, einem Damenschneider, verwechselt wird. Wie dort Ollendorf, so ist hier dieser Stadthauptmann, Jussupow (ein Mann vom „hohen Handwert“), der komische Brummbar. Und den Sangesweisen in jener wie auch in fremden Operetten (z. B. dem „Nur für Natur“) sind auch hier manche Einzelheiten nachgebildet. Trotzdem aber zeigt dieses Nachahwerk ein Ringen nach dem Vorzug einer wirklichen Dramatik und nach einem Weiterbilden des Neßlichen. Ueber die Zerreißung in Gesang und gesprochenen Dialog, sowie über das Dominieren einzelner Nummern kommen wir zwar auch hier nicht hinaus. Allein es sind zum Teil wiederum Anläufe gemacht, solche Nummern aus dem Fortgang des Ganzen herauszuwaschen zu lassen; und zur Milderung des an sich immer schroffen Uebergangs zwischen Sprech und Singen ist ein Mittel verwendet, das zwar nicht unbekannt, doch meines Erinnerns noch in keiner Operette so nachdrücklich verwendet worden ist wie hier: die Einschlebung je eines „melodramatischen“ Stückschens zwischen Song und Sprache. Im übrigen ist die musikalische Situation die alte: zahlreiche und mannigfache hübsche Melodien und Sätze (beispielsweise das Duett des zum Liebespiel gezwungenen Paares) und daneben Trivialitäten und Accentverdrehtungen, daß sich die Coullissen krümmen könnten — zumal dort, wo die Handlung willkürlich unterbrochen und durch irgend etwas gehemmt wird. Der ganze dritte Akt ist ein einziges Unheil. . . . Unter den Darstellenden seien mit Ehren genannt die beiden Bräutigams, Carl Streitmann und Friedrich Feder; dann der Jussupow Joseph Josephi, die Fürstin Jenny Door (der noch festerer Gesangstöne zu wünschen wären) und die Marina Hansi Reichsberg, die reizende Nestin, bei deren so gut künstlerischen Leistungen wir nur noch eine bessere Durchbildung der hohen Töne wünschen möchten. — sz.

Medizinisches.

ss. Das wandernde Herz. Daß gelegentlich Menschen mit dem Herzen auf der rechten Seite geboren werden, ist allgemein bekannt. Dagegen dürfte nur der Arzt, und auch dieser nur in seltenen Fällen, gehört oder selbst beobachtet haben, daß das Herz bei einem Menschen wandern oder, richtiger gesagt, von der linken auf die rechte Körperhälfte sich hinüberlagern kann, und zwar soweit, daß der Herzschlag in der Gegend über der rechten Brustwarze und sogar in der rechten Achselhöhle zu spüren ist. Die Ursachen zu einer solchen Verlagerung des Herzens können verschiedene sein: Zusammenziehung der rechten Lunge infolge von Schwindsucht, Flüssigkeitsergüsse in die Brusthöhle, Lungenvergrößerung, auch eine Magenvergrößerung oder eine Vergrößerung der Leber kann die Lage des Herzens beeinflussen. Die meisten Fälle sind zurückzuführen auf einen Flüssigkeitserguß in die linke Brusthöhle, eine Zusammenschumpfung der rechten Lunge oder der rechten Brusthöhle, endlich Geschwulste auf der linken Brustseite oder im Zwerchfell. Dr. Thomas aus Chicago hat in der letzten Sitzung der dortigen Gesellschaft für innere Medizin einen Mann mittleren Alters vorgeführt, bei dem das Herz ebenfalls auf der rechten Körperhälfte gelegen war. Der Herzschlag war in der rechten Brustwarze fühlbar, der obere Rand lag über der fünften Rippe, der rechte Rand in der Achsellinie, der linke an dem rechten Rande des Brustbeins und der untere in Berührung mit der Leber. Im übrigen zeigte die Untersuchung allgemeine Blutarmut, eine gewisse Schwäche und Atemnot, dunkle Gesichtsfarbe sowie eine ziemliche Abmagerung. Der Mann war seit sieben Jahren Gummi-Arbeiter und hatte bei dieser Arbeit erhebliche Mengen von zersektem Eisenstein und von Schwefelkohlenstoff einzatmet. Jemand eine erhebliche Anlage zur Schwindsucht konnte nicht nachgewiesen werden, ebensowenig hatte der Mann eine Lungen- oder Brustfell-Entzündung durchgemacht. Seit den sieben Jahren seiner Arbeit litt er an Husten und kurzem Atem, ferner häufig an Kopfschmerzen und Schmerzen in der linken Brust. Im übrigen ist er nur einmal an einem heftigen Rheumatismus krank gewesen. Tuberkulose war wahrscheinlich nicht vorhanden. Die Verlagerung des Herzens mußte wohl mit der Art seiner Beschäftigung zusammenhängen haben. Zur Behandlung empfiehlt der Arzt lediglich die Beseitigung der Ursache, da sich alsdann das Herz wieder an seine richtige Stelle zurückzieht. Wenn der Zustand schon zu lange angeäuert hat, ist eine vollständige Wiederherstellung der normalen Herzlage allerdings nicht zu erwarten. —

Aus dem Tierleben.

— Die Bruterhältnisse der Ruchstärkinge. H. Lorenzen schreibt im „Prometheus“ (Berlin, N. Mitteil-)

berger): In Amerika giebt es keine echte Stare. Die daselbst lebenden starähnlichen Vögel zeigen erhebliche Abweichungen von den Staren der Alten Welt, besonders hinsichtlich der Nahrungsaufnahme und des Nestbaus. In systematischer Beziehung stehen die Stärliche der Neuen Welt zwischen den Staren der Alten Welt und den Webervögeln. Unter ihnen erregen die Kuhstärliche (Molothrus), welche die Schmarotzer von den weidenden Kühen ablesen, besonderes Interesse durch ihre Fortpflanzungsverhältnisse. Die Kuhstärliche leben gesellschaftlich und gehören zu den wenigen Tieren, die eine sogenannte polyandrische Lebensweise führen, wahrnehmlich, weil die Männchen weit zahlreicher, fast dreimal so stark als die Weibchen sind. Bei ihnen herrscht die freie Liebe, darum sind Kämpfe um den Besitz des Weibchens selten, und sie nehmen keinen Anstoß daran, wenn andre Männchen ihrer Angebeteten Gunstbezeugungen ertweisen. Die Fortpflanzungsverhältnisse der Kuhstärliche erinnern in manchen Beziehungen an diejenigen des Kuckucks. Auch sie haben außerordentlich hartschalige Eier, welche, wie sich aus der Form und der Stellung der belegten Nester ergibt, mittels des Schnabels in das Nest gebracht werden. Die Eier eines Weibchens sind unter sich gleich, weichen aber hinsichtlich der Farbe und der Zeichnung erheblich von denjenigen anderer Weibchen ab und stimmen ebenso selten mit denen der Pflegeeltern überein, wie das bei denjenigen des Kuckucks der Fall ist. In ähnlicher Weise wirft der Kuhstärliche gewöhnlich die Eier des rechtmäßigen Besitzers des Nestes zum Neste hinaus, bevor er sein Ei hineinlegt, und oft versucht er sein Ei in halbfertigen oder verlassenen Nestern unterzubringen. Oft findet man auch die Eier des Kuhstärlings auf dem Erdboden. Darin gehen viele Eier verloren, so daß im glücklichsten Falle kaum die Hälfte der Eier zur Entwicklung gelangt. Jedoch ist die Zahl der von einem Weibchen gelegten Eier wiederum ziemlich beträchtlich; bei einer südamerikanischen Art (Molothrus bonariensis G. mel.) hat Bendin (nach einem Bericht in „Naturen“) in einem Sommer 60 bis 100 gefunden.

Wenn ein Kuhstärliche legen will, so verläßt er seine Kameraden in aller Stille und wartet die Gelegenheit ab, bis er ein passendes, unbewachtes Nest findet. In erster Linie bevorzugt er die Nester kleiner Singvögel und namentlich solche, in denen die Gelege noch nicht vollzählig sind. Man findet darum nur selten frische Eier der Kuhstärliche neben bebrüteten Eiern. Die Entwicklung der Eier des Kuhstärlings dauert nur zehn bis elf Tage, während sie bei denjenigen des rechtmäßigen Besitzers des Nestes vierzehn bis sechzehn Tage beansprucht, so daß das Verhältnis hier ganz denjenigen bei unserm Kuckuck entspricht. Außerdem wächst der junge Kuhstärliche weit schneller als seine Pflegeeltern, so daß er dieselben bald aus dem Neste verdrängen kann. Die meisten Eier dieser Schmarotzer unter den Vögeln finden sich in bodenständigen Nestern. Oft kommen mehrere Eier der Kuhstärliche in demselben Neste vor; ja in einem Falle wurden sieben Eier in einem Neste gefunden, dessen rechtmäßiger Besitzer nur ein Ei gelegt hatte. In solchem Fall stammen zwei oder mehrere der Kuhstärliche von einem und demselben Weibchen, was bekanntlich bei dem Kuckuck niemals vorkommt.

Meteorologisches.

en. Der grüne Strahl der aufgehenden Sonne ist kürzlich wieder einmal gesehen worden. Es ist dies eine viel umstrittene Erscheinung, die schon manch einer beobachtet haben wollte, ohne mit seiner Erzählung Glauben finden zu können. Sie besteht angeblich darin, daß der erste Strahl der aufgehenden und wohl auch der letzte der untergehenden Sonne eine deutlich grüne oder blaue Färbung besitzt. Da nun die menschlichen Sinne in keiner Beziehung so unzuverlässig sind, wie in der Wahrnehmung von Farben, so hat man gewöhnlich angenommen, daß derartige Behauptungen auf einer Täuschung beruht haben müssen. In den letzten Jahren aber ist der grüne oder blaue Strahl mehrfach von so vertrauenswürdigen Personen gesehen worden, daß doch wohl etwas daran sein muß. Zuletzt hat ihn der russische Meteorologe Hansky vom Gipfel des Mont Blanc im vorigen September wahrgenommen, als er dort Studien über die sogenannte Sonnenkonstante machte. Er beschreibt das Ereignis folgendermaßen: „Die Atmosphäre war höchst durchsichtig, der Horizont von außergewöhnlicher Klarheit, so daß noch Berge deutlich zu erkennen waren, die über 100 Kilometer vom Mont Blanc entfernt liegen. Im Augenblick des Sonnenaufgangs wurde ich durch einen sehr lebhaften Lichtstrahl von rein grüner Farbe und von etwa einer halben Sekunde Dauer überrascht. Danach erschien sofort die Sonne selbst glänzend und ganz gelb, ohne eine rote Färbung. Die Feuchtigkeitsmessung ergab, daß die Luft fast gar keinen Wasserdampf enthielt und auch im höchsten Maße staubfrei war.“ Hansky versucht nun auch eine Erklärung der merkwürdigen Naturerscheinung: Die ersten Strahlen werden in das irdische Luftmeer verstreut und, wenn sie eine sehr große Luftschicht zu durchdringen haben, werden die am stärksten brechbaren Strahlen verschluckt. Ist viel Wasserdampf vorhanden, so bleibt nur der rote Teil und ein schwacher Strahl vom Grün des Spektrums übrig, ist aber die Luft sehr trocken, so tritt der grüne Teil der Lichtstrahlen stark hervor, und dann sieht man diesen im ersten Augenblick des Erscheinens der Sonne, indem gleichsam das Farbenspektrum vor dem Auge des Beobachters vorüberzieht. Der Astronom und Meteorologe Zanjan, der Begründer der Wetterwarte auf dem Mont Blanc-

Gipfel, fügt diesem Bericht hinzu: „Die Erklärung ist zutreffend, aber es muß bemerkt werden, daß es noch mehr die Abwesenheit von Nebel als die von Wasserdampf ist, die zur Erscheinung des Schauspiel beiträgt, denn ich habe den grünen Strahl sehr deutlich auch im Stillen Ocean gesehen, als die Sonne über dem Meer aufging, wo die Luft doch stets mit Feuchtigkeit gesättigt ist. Es ist noch zu bemerken, daß die ungeheure Luftschicht, die von den Sonnenstrahlen vom Horizont bis zum Gipfel des Mont Blanc durchdrungen werden muß, die Zerstreung des Lichts vermehrt und damit die Sichtbarkeit jener Erscheinung begünstigt, indem sie deren Dauer erhöht.“

Humoristisches.

Schwäbisch.

Uf em Mädli bin i g'fasse,
 Ga us's Wegli mit g'schaut,
 Und ä Nägli kimmt in's Keißi,
 Und uf emol pfeifer's laut.
 Doch da nehm i schnell ä Stöpfli
 Nach das Lößli fecht zu,
 Und dann fahr i wieder weiter,
 Bin ä lufcht'ger Madlerbu'. —

— Klassischer Wunsch. „O, hält' ich nimmer diesen „Tag“ gesehen!“ — (Schiller, Wallensteins Tod IV 2.)

— Schulhumor. Sextaner Schmidt erzählt von dem Centauren Chiron, der viele Helden unterrichtete.
 Lehrer: „Wenn Chiron unterrichtete, was war er also?“
 Schüler stockt.
 Lehrer: „Sieh doch mich an, was bin denn ich?“
 Schüler (an den Centauren denkend): „Halb Mensch, halb Tier!“ —

Notizen.

- Einen Otto Ludwig-Abend veranstaltet das Schiller-Theater am 3. Februar im Bürgerhalle des Rathhauses.
- Die zweite Serie der Sondervorstellungen des Berliner Theaters wird am 3. Februar mit „Meister Delze“ von Johannes Schlaf eröffnet. Es folgen „Die lustigen Weiber von Windsor“ von Shakespeare, die Fragmente und Skizzen „Robert Guisecard“ (Kleist) und „Elpenor“ und „Sathros“ (Goethe).
- Zur Begründung eines „Sächsischen Volkstheaters“ wird ein Preisauschreiben erlassen in Höhe von 2500 M. und 1500 M. für die besten Dialektstücke. Die Einsendung muß bis zum 1. Oktober 1901 an Herrn Georg Zimmermann, Berlin, Hedemannstr. 7, erfolgen.
- „Der Pastorssohn“, ein Schauspiel von Ferdinand Bonn, ist vom Stadttheater in Köln zur Aufführung angenommen worden.
- Halbes „Jugend“ erzielte bei der Aufführung im Deutschen Volkstheater in Wien nur einen mäßigen Erfolg.
- „Die kleine Sirene“, ein Lustspiel von Aloys Rudolf erlebt am 25. Januar im Dresdener Schauspielhaus seine Erstaufführung.
- Volkstheater zu ermäßigten Preisen werden laut Beschluß der Stadtverordneten künstlich im Stadttheater zu Halle a. S. veranstaltet werden.
- In Paris gelangen beide Teile von „Ueber unsre Kraft“ demnächst zur Aufführung.
- Yvete Guilbert beginnt am 4. Februar ein Gastspiel im Metropol-Theater.
- Rebels Mysterium „Thanatos“ wird im Schweriner Hoftheater am 28. Januar zum erstenmal in Scene gehen.
- Frau Oselio Björnson gastiert am Freitag im Theater des Westens als „Carmen“.
- Julie Kapasch-Karczag wird in nächster Zeit im Theater des Westens in den Operetten „Das Nodel“ und „Die schöne Helena“ gastieren.
- Die „Neue freie Volksschule“ veranstaltet am Sonntagabend im Gewerkschaftshaus einen Projektionsvortrag: „Arnold Böcklin, sein Leben und sein Werk“.
- VIII. Internationale Kunstausstellung 1901 im Glaspalast zu München. Die Einsendung von Kunstwerken hat vom 10. April bis zum 1. Mai zu erfolgen. Die Eröffnung findet am 1. Juni statt.
- U. Um das Abblättern frischgestrichener Gartenmöbel zu vermeiden, wäscht man die Gegenstände erst sorgfältig ab, bestreicht sie dann mit kochendem Leinöl und trägt, nachdem dieses abgekühlt ist, die Farbe auf.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 27. Januar.